Spezialausgabe zum 1. August

Nummer 30/31 – 28. Juli 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHE

Überleben in einer verrückten Welt

Mit Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen, David Bowie, Irina Beller, Chris von Rohr, Giorgia Meloni, Markus Blocher, Laetitia Zappa, Seny Dieng, Tati Compton, Alberto Venzago, Doris Fiala, Niklaus Brantschen u. v. a.

Cover von Walter Pfeiffer

INTERN

Spezialausgabe zum 1. August: Künstler-Cover von Walter Pfeiffer, Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen, Markus Blocher

Mit grosser Freude präsentieren wir Ihnen das diesjährige Spezialheft zum 1. August. Es ist zu einer schönen Tradition geworden, die Cover-Gestaltung einem Schweizer Künstler zu überlassen. Dieses Jahr hat sich Walter Pfeiffer, einer der angesehensten Fotografen des Landes, der Aufgabe angenommen. Pfeiffer zeigt einen eintauchenden Schwimmer – der mit Sicherheit wieder auftauchen wird. Ganz nach dem Heft-Motto: «Überleben in einer verrückten Welt». Erstmals wird das *Weltwoche*-Künstler-Cover als Edition in einer Auflage von fünfzig Exemplaren herausgegeben. Weitere Informationen dazu finden sich in einer Box beim Artikel. Was treibt Walter Pfeiffer an, wie arbeitet er? Im Gespräch mit Mark van Huisseling gewährt er einen seltenen Einblick in sein Schaffen. **Seite 40**

Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen stammt aus einer der berühmtesten Familien Europas. Seine Vorfahren herrschten über ein Reich, in dem die Sonne niemals unterging, mit Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien. 21 römisch-deutsche Könige und Kaiser finden sich in der Ahnentafel. Sein Grossvater Karl I. war der letzte Kaiser Österreichs. Der Erzherzog ist ein erfolgreicher Medienunternehmer, unter anderem in der Ukraine. Im Gespräch mit Roger Köppel und Christoph Mörgeli erzählt er von der Geschichte seiner Familie und plädiert für die Vereinigten Staaten von Europa. Verhandlungen mit Russlands Präsident Wladimir Putin hält er für sinnlos. **Seite 20**

Überleben in einer verrückten Welt: Künstler Pfeiffer.

Die Weltwirtschaft wird durchgerüttelt. Lieferprobleme bei Halbleitern, zerrissene Lieferketten quer über den Globus, und jetzt blockiert der Ukraine-Krieg die Versorgung in vielen Ländern. Wie überlebt die Industrie in solch verrückten Zeiten? Beat Gygi richtete die Frage an Markus Blocher, einen der erfolgreichsten Unternehmer der Schweiz. Blocher hat seinen Chemiekonzern Dottikon ES schon vor Jahren auf Störungen im globalen Handel eingestellt und die Fertigung von Zwischenprodukten und Rohstoffen ins eigene Unternehmen zurückgeholt. Die Dauerkrise sei die neue Normalität, sagt er. **Seite 36**

Die Schweiz ist berühmt für ihre Schokolade und ihre Freizügigkeit in Sachen assistierter Suizid. Mittlerweile hat sich die Redewendung «I'm going to Switzerland» als Umschreibung für das Vorhaben zum Selbstmord eingebürgert. Zu einem bewegenden Wettlauf um Leben und Tod fühlte sich unser Autor Matthias Matussek herausgefordert, als ihm eine alte Freundin eröffnete, dass sie sich umzubringen gedenke. Sie habe, schrieb sie ihm, nicht mehr viel Zeit, und wollte mit ihm ein Buch schreiben, in dem sie ihre Gründe für den Freitod darlegen könne. Nach einigen Tagen Mailverkehr machte sich Matussek auf den Weg nach Paris und verbrachte dort die letzten Tage mit seiner Freundin, diskutierend und beschwörend, denn er ist – nicht nur als Katholik – gegen den Selbstmord, aus prinzipiellen Gründen. **Seite 82**

Diese Ausgabe ist eine Doppelnummer. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 11. August. Unterdessen halten wir Sie online auf dem Laufenden: www.weltwoche.ch. Am 1. August finden Sie dort die Festrede von Chefredaktor Roger Köppel im Video. Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern einen schönen Sommer.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.— (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf SCHWEIZER**PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Bild: Markus Pritzi

«Ich verstehe mich als mitteleuropäischen Patrioten»

Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen ist der Enkel des letzten österreichischen Kaisers. Hier spricht er über seine Familie und plädiert für die Vereinigten Staaten von Europa. Verhandlungen mit Putin hält der Medienunternehmer mit Geschäften in der Ukraine für sinnlos.

Roger Köppel und Christoph Mörgeli

Weltwoche: Kaiserliche Hoheit, Sie stammen aus einer der berühmtesten Familien Europas. Ihre Vorfahren stellten 21 römisch-deutsche Könige und Kaiser, später die Kaiser von Österreich. 1918 dankte Ihr Grossvater Karl ab. Ihr Vater Otto trat als Gegner der Nationalsozialisten hervor und war in der Paneuropa-Bewegung engagiert. Obwohl politisch unverdächtig, durfte er lange nicht nach Österreich einreisen. Sie sind 1961 in Bayern geboren. Wie sind Sie aufgewachsen? Was sind die wichtigsten Prägungen Ihrer Kindheit?

Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen: Und da soll man dann kurz antworten. *(Alle lachen)* Nun, ich würde sagen, wir sind ziemlich normal aufgewachsen. Wir besuchten öffentliche Schulen, hatten Freunde aus dem Dorf. Ungewöhnlich war vielleicht die Bedeutung der Politik in unserem Elternhaus. Wir haben Politik gefrühstückt, Politik zu Mittag und zu Abend gegessen. Ausserdem legten meine Eltern grossen Wert darauf, dass wir mehr Sprachen lernten, als es der Lehrplan der bayerischen Schulen vorsah.

Weltwoche: Welche Sprachen lernten Sie?

Habsburg: Englisch, Französisch, Spanisch und mindestens eine weitere, Ungarisch, Kroatisch, eine Sprache aus dem alten habsburgischen Vielvölkerstaat. Das mag jetzt streng klingen, aber unsere Eltern waren unheimlich liebevoll mit uns Kindern. Mein Vater war zwar oft abwesend, auf Vortragstournee in Amerika und Asien, und sass später im Europäischen Parlament. Aber wenn er zu Hause war, dann war das – wie soll ich sagen? Er war jemand zum Anfassen.

Weltwoche: Gab es den Moment, da der Vater zu Ihnen kam und sagte: «Also, Karl, jetzt muss ich dir mal erzählen, wer die Habsburger sind»?

Habsburg: Nein. Geschichte war meinem Vater gar nicht so wichtig. Er interessierte sich mehr für Geografie und ihren Einfluss auf die Politik. Ich erinnere mich an Ausflüge an die innerdeutsche Grenze. Meine Mutter war auf der Veste Heldburg in Thüringen gross geworden. Die hat man auch von der Grenze aus sehen können. Nachts explodierten manchmal Minen in der Nähe. Man sprach vom «Eisernen Vorhang». Das hat mich als Kind beeindruckt. Wir besuchten auch die österreichische Grenze. Da hiess es dann: «Wir können halt derzeit nicht dahin, aber von dort kommen wir eigentlich her.»

Weltwoche: Was war die wichtigste Botschaft Ihres Vaters?

Habsburg: Es gibt einen Satz, den er immer wieder zitierte: «Wer nicht weiss, woher er kommt, weiss auch nicht, wohin er geht, weil er nicht weiss, wo er ist.» Man muss die eigene Geschichte verstehen, die Geografie, die Werte und die Kultur, sicheren Boden unter den Füssen haben, sonst ist man verloren – das war sein Credo. Mein Vater war ein Konservativer, ein Wertkonservativer, kein Nationalkonservativer, muss ich einschränkend sagen. Eine seiner Überzeugungen lautete: Die kleinste Einheit der Gesellschaft, ihr Nukleus, ist die Familie und nicht der Einzelne, wie die Liberalen sagen. Das bedeutete aber keine Abschottung gegen aussen. Im Gegenteil: Mein Vater verband diesen Familiensinn mit grösster Toleranz. «Wir sind nicht exklusiv», sagte er uns.

«Wer nicht weiss, woher er kommt, weiss auch nicht, wohin er geht, weil er nicht weiss, wo er ist.»

Weltwoche: Welche Rolle spielte die Religion?

Habsburg: Wir sind natürlich katholisch erzogen worden, wie das in unserer Familie von jeher üblich ist. Aber auch in religiösen Fragen war mein Vater von bemerkenswerter Offenheit. Einmal organisierte er im Auftrag des marokkanischen Königs einen Besuch von Johannes Paul II. Bei der Begrüssung sollten die Christen rechts und die Muslime links stehen. Mein Vater war Mitglied der Marokkanischen Akademie und gesellte sich zu den Muslimen. Als der Papst ihn sah, rief er ihm zu: «Was ist los, hast du die Seiten gewechselt?» Eine solche Aktion war typisch für meinen Vater. Natürlich ist Europa christlich geprägt. Aber gerade in Österreich-Ungarn gab es auch andere Einflüsse.

Weltwoche: Der jüdische Schriftsteller Joseph Roth beschrieb den Kaiser als Schutzgeist der Juden.

Habsburg: Dazu gibt es eine schöne Anekdote von Kaiser Franz Joseph. Bei einem Besuch in einer Gemeinde begrüsste er die lokalen Honoratioren, ohne zunächst die in der Nähe wartenden Juden auch nur eines Blickes zu würdigen. Die fühlten sich brüskiert, bis sie verstanden, dass Franz Joseph auf seinen Adjutanten wartete, der ihm seinen Hut bringen sollte. Der Kaiser wollte, wenn er den Juden gegenübertrat, eine Kopfbedeckung tragen, um so seinen Respekt vor ihrem Glauben zu bezeugen.

Weltwoche: Wie ist das, wenn Sie heute durch Österreich reisen? Spüren Sie eine Art Phantomschmerz angesichts der gewaltigen verlorenen Ländereien, die einst Ihrer Familie gehörten? Denken Sie manchmal: Wenn die Geschichte nur ein bisschen anders verlaufen wäre, würde ich jetzt hier herrschen?

Habsburg: Nein, in der Beziehung bin ich völlig schmerzfrei. Ich gehöre ja zur Erkenntnisgeneration, nicht zur Erlebnisgeneration. Das Ende der Monarchie kenne ich nur aus Erzählungen. Ich schaue auf diese Dinge wie ein Tourist, vielleicht wie ein Tourist mit viel Hintergrundwissen, aber ohne jede Kränkung, ohne jede negative Emotion.

Weltwoche: Habsburg-Kaiser Karl V. herrschte über ein Reich, in dem die Sonne niemals unterging, mit Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien. Ist Ihrer Familie von all den Schlössern und Gütern noch irgendetwas geblieben?

Habsburg: Für meinen Grossvater Kaiser Karl wäre es moralisch völlig undenkbar gewesen, Vermögen im Ausland zu haben. Deshalb verlor meine Familie mit der Enteignung nach dem Ersten Weltkrieg ihr gesamtes Hab und Gut.

Weltwoche: Sie sagten, Sie blickten wie ein Tourist auf die alten Habsburger-Besitzungen. Heisst das, Sie haben ein touristisches Verhältnis zu Österreich?

Habsburg: Nein, das ist dann doch zu stark zugespitzt. Ich bin zwar in Deutschland aufgewachsen, lebe aber nun schon lange in Österreich. Ich bin österreichischer Staatsbürger und

«Ich erlebe die Schweizer als ausnehmend freundlich»: Erzherzog Karl.

habe nur diesen einen Pass. Insofern habe ich natürlich mehr als nur ein touristisches Verhältnis zu dem Land. Ich diente auch freiwillig in seiner Armee. Ich war Reserveoffizier der Luftwaffe, flog Transportflugzeuge.

Weltwoche: Wie hat sich Ihr Verhältnis zu Österreich über die Jahre geändert? Als Kind durften Sie ja nicht einmal ins Land einreisen.

Habsburg: Ja, in meinem ersten Pass, ausgestellt vom österreichischen Konsulat in München, hiess es: «Gültig für jedes Land der Welt, ausgenommen Österreich». Mein Vater musste sich das Rückkehrrecht für unsere Familie gerichtlich erstreiten. Das zog sich bis 1967 hin. Als er dann die ersten Male nach Österreich reiste, gab es Demonstrationen gegen ihn. Wenn meine Eltern jeweils nach Hause zurückkamen, waren sie von Kopf bis Fuss bekleckert. Sie wurden in Österreich mit Eiern und Farbbeuteln beworfen. Irgendwann merkten dann aber selbst die erbittertsten Monarchiekritiker, dass mein Vater niemals mit Monarchisten vor der Hofburg aufmarschieren und verkünden würde: «Gebt mir meine Krone wieder!» Das wäre auch völlig untypisch für ihn gewesen.

Weltwoche: Was sind Ihre ersten Erinnerungen an Österreich?

Habsburg: Ich erlebte Österreich zunächst als ein Land, wo es in Bezug auf unsere Familie nur Schwarz und Weiss gab. Wenn mich ein Polizist im Auto anhielt, weil ich zu schnell gefahren war, was natürlich nie vorkam *(Lacht)* – dann bekam ich entweder die Höchststrafe oder die besten Wünsche für die Weiterfahrt. Heute ist das ganz anders. Man kennt uns und behandelt uns ziemlich normal. Das liegt sicher am Wirken meines Vaters. Aber ich hoffe, dass ich auch mein Scherflein zu dieser Entspannung beitragen konnte. Ich hatte eine Fernsehshow

«Ich erlebte Österreich als ein Land, wo es in Bezug auf unsere Familie nur Schwarz und Weiss gab.»

in Österreich, war Abgeordneter Österreichs im Europäischen Parlament.

Weltwoche: Ihre Kinder, zwei Töchter, ein Sohn, sind im Unterschied zu Ihnen in Österreich aufgewachsen. Welche Erziehungsgrundsätze haben Sie verfolgt?

Habsburg: Ich band meine Kinder früh in meine repräsentativen Verpflichtungen ein. Das ist nun mal Bestandteil unseres Lebens, ob es einem gefällt oder nicht. Ich denke da ähnlich wie mein Vater: Man muss wissen, woher man kommt. Das versuchte ich zu vermitteln, und ich glaube, einigermassen erfolgreich. Nehmen wir meinen Sohn, der Rennfahrer ist. Wenn ich ihn an eine Veranstaltung mit Schützen und Trachten mitnehme und er sich dort wie selbstverständlich zurechtfindet, obwohl es wenig mit seinem Alltag zu tun hat, dann freut mich das. Dann habe ich das Gefühl, ihm ein gutes Beispiel gewesen zu sein.

Weltwoche: Wer Österreich heute als Tourist besucht, erlebt eine Republik, die mit der monarchischen Vergangenheit unbefangen umgeht. Man scheint stolz zu sein auf die Habsburger. In Wien gibt es überall Franz-Joseph- und Sisi-Andenken zu kaufen.

Habsburg: Gut, vieles davon hat mit Romantik zu tun. Und speziell in Wien mit Kommerz.

Weltwoche: Früher war eben der Krieg romantisch, heute ist es der Kommerz. Das Prinzip «Romantik und Kommerz» ist dem Prinzip «Romantik und Krieg» allemal vorzuziehen.

Habsburg: Ja, da stimme ich zu hundert Prozent mit Ihnen überein. Ich bin Unternehmer und habe nichts gegen Kommerz einzuwenden, ebenso wenig gegen Romantik. Ich verstehe auch, dass ein Franz-Josef-Häferl mehr Emotionen auslöst als ein Karl-Renner-Teller, wenn es so was denn überhaupt gibt.

Weltwoche: Karl Renner?

Habsburg: Der erste Kanzler der Ersten Republik. Er war nur zwei Jahre im Amt, von

Bild: Vera Hartmann für die *Weltwoche*

«Sicherer Boden unter den Füssen»: Hochzeit von Grossvater Karl mit Zita von Bourbon-Parma, 1911 (o.); Habsburg im Aargau (r.).

1918 bis 1920. Dagegen war mein Urgrossonkel Franz Joseph eine Art Überherrscher für drei Generationen. Er regierte von 1848 bis 1916 und war allgegenwärtig. Sein Bild hing in jeder Amtsstube, in jeder Polizeistelle. Er prägte die Geschichte des Landes. Und dann seine Frau, Kaiserin Elisabeth! Dass man sich an solche Persönlichkeiten eher zurückerinnert, ist verständlich. Ich darf allerdings sagen: Ich bin kein bisschen nostalgisch veranlagt.

Weltwoche: Vielleicht kommt das ja noch. Nostalgie ist schliesslich das Heroin des Alters.

Habsburg: Danke, ich lasse mir noch etwas Zeit, bis ich zu der Droge greife. *(Alle lachen)*

Weltwoche: Ganz nüchtern betrachtet: Wie erklären Sie sich das Ende der Donaumonarchie? These: Die auflodernden Flammen des mittel- und osteuropäischen Nationalismus haben das Haus Habsburg verschlungen und verbrannt.

Habsburg: Das unterschreibe ich mit einer kleinen Ergänzung: Dieser Nationalismus beschränkte sich nicht auf Mittel- und Osteuropa. Es gab ihn auch im Westen, in Frankreich und England. Er ist eine Geissel Europas, letztlich seit der Französischen Revolution, also seit über 200 Jahren.

Weltwoche: Ihre Familie hat ihren Stammsitz, die Habsburg, im Aargau. Zeitweise herrschten die Habsburger über ein Reich, in dem eben die Sonne niemals unterging. Noch Österreich-Ungarn war ein Vielvölkerstaat. Ist Ihre Familie das globalisierte Multikulti-Modell der Schweiz?

Habsburg: Ich sehe uns lieber als typisch mitteleuropäisches Produkt. In Österreich-Ungarn gab es den germanischen, magyarischen, slawischen und romanischen Einfluss. Das vermischte sich mit der Zeit, ebenso wie die Religionen und Konfessionen: Katholizismus, Protestantismus, Orthodoxie, Islam, Judentum. Dieses enge Neben- und Miteinander der Sprachen und Kulturen, das macht Mitteleuropa für mich aus. Ich verstehe mich als mitteleuropäischen Patrioten. Das alte Österreich steht für dieses Mitteleuropa. Daher ist Österreich für mich mehr als ein geografischer Begriff. Es ist eine Idee.

Weltwoche: Die Idee der friedlichen Koexistenz?

Habsburg: Ja, so könnte man es sagen. Es gab in Österreich-Ungarn mit dem Mährischen Ausgleich von 1905 eines der ersten Gesetze Europas für den Schutz von Minderheiten. Dabei ging es um die Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen. Das war ein grosser Erfolg. Ein paar Jahre später folgte der Bukowiner Ausgleich im östlichsten Kronland.

Weltwoche: Die Schweiz, mit der Ihre Familie eine lange Geschichte verbindet, gründet auf einer ähnlichen Idee. Der Zürcher Schriftsteller Gottfried Keller hat es im 19. Jahrhundert folgendermassen definiert: Wenn ein Ausländer die Schweizer Demokratie schätzt, die Sitten und Gebräuche annimmt, ist er ein ebenso guter Schweizer wie einer, dessen Ahnen schon bei Sempach gegen die Habsburger gekämpft haben. Wie erleben Sie die Schweiz?

«Ich bin passionierter Europäer, deswegen erlaube ich mir Kritik. Der Rat hat zu viel Macht.»

Habsburg: Persönlich verbinde ich die Schweiz vor allem mit meiner Grossmutter Zita, die hier lebte und die wir oft besuchten. Natürlich gibt es den historischen Bezug, aber der spielt für mich eigentlich keine Rolle. Ich erlebe die Schweizer als ausnehmend freundlich. Ich glaube, das gilt für meine ganze Familie. Gut, vor ein paar hundert Jahren war das vielleicht noch nicht ganz so. *(Lacht)* Aber in jüngerer Zeit liessen sich viele meiner Verwandten hier nieder. Die Schweiz zeigt, wie unterschiedliche Volksgruppen, Religionen und Sprachen fruchtbar zusammenleben können. Sie ist damit ein Vorbild für Europa. Natürlich lässt sich ein System nicht eins zu eins übertragen. Die Schweiz hat in vielerlei Hinsicht eine Sonderstellung in Europa – eine positive Sonderstellung, möchte ich betonen –, und das schon seit langer Zeit. Mich überzeugt vor allem das Subsidiaritätsprinzip. Das sehe ich in der Schweiz viel konsequenter verwirklicht als in der Europäischen Union.

Weltwoche: Wie würden Sie die EU geschichtlich einordnen? Ist das eine säkularisierte, bürokratisierte Variante des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation?

Habsburg: In gewissen Ansätzen, ja. Aber sie erinnert mich auch an Institutionen, die ursprünglich nichts mit dem Reich zu tun hatten. Was wollte Philipp der Gute von Burgund, als er den Orden vom Goldenen Vlies stiftete? Er lud alle Nachbarn ein, an diesem Orden mitzuwirken. Man stimmte fortan seine Interessen miteinander ab, entschied über Krieg und Frieden. Das war für das ausgehende Mittelalter sensationell. Wenn ich heute die Staats- und Regierungschefs in Brüssel um einen Tisch herumsitzen sehe, denke ich: Der Europäische Rat, das ist der Orden vom Goldenen Vlies unserer Zeit.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie den Formstand der Europäische Union?

Habsburg: Ich bin passionierter Europäer, deswegen erlaube ich mir Kritik. Der Rat hat zu viel Macht. Das Europäische Parlament ist für mich eine echt europäische Institution, auch die Kommission, die ein gutes Exekutiv-

Bilder: Wikipedia, zVg,

«Man behandelt uns ziemlich normal»: Erzherzog Karl (in dunklen Kniestrümpfen) mit Eltern und Geschwistern, ca. 1965 (o. l.); anlässlich der Hochzeit von Tochter Eleonore in Monaco, 2020 (o. r.).

organ ist. Das Problem ist bis heute der europäische Nationalismus. Das zeigt sich an der Macht des Europäischen Rats. Er ist eine Art Überregierung. Ich wünschte mir, er wäre eine zweite Parlamentskammer, eine Länderkammer. Das war, glaube ich, auch die Absicht der Gründerväter der Europäischen Union, eines Robert Schuman, eines Konrad Adenauer, eines Alcide De Gasperi.

Weltwoche: Sie plädieren für die Vereinigten Staaten von Europa, ähnlich wie Ihr Vater?

Habsburg: Im Prinzip, ja. Nur bin ich Realist genug, um zu erkennen, dass uns der Nationalstaat noch eine Weile erhalten bleiben wird.

Weltwoche: Was sagen Sie zur These des früheren EU-Kommissars und deutsch-britischen Soziologen Ralf Dahrendorf, wonach wirkliche Demokratie nur im Nationalstaat möglich sei, weil dieser für die Bürger die zentrale politische Bezugsgrösse bleibe?

Habsburg: Da werden für mich zwei Dinge vermischt, die nicht recht zusammengehören. Was heisst denn «wirkliche Demokratie»? Die Demokratie ist ein Mittel zum Zweck, ein Verfahren zur Herstellung von Legitimität politischer Entscheide. Wenn jemand ein solches Mittel zum Zweck an sich erklärt, verschiebt er es in den metaphysischen Bereich. Dort hat es meiner Meinung nach nichts zu suchen. Freiheit kann ein solcher Zweck sein. Demokratie und auch der Rechtsstaat sind nur Mittel, um diesen Zweck sicherzustellen. Nehmen wir die Schweiz: Sie ist kein klassischer Nationalstaat und trotzdem eine Demokratie. Warum sollte das nicht auch in der Europäischen Union möglich sein?

Weltwoche: Die Schweizer Kantone hatten früher Untertanengebiete, zum Beispiel das italienischsprachige Tessin. Erst Napoleon setzte dem 1798 ein Ende. Nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Regimes schlossen sich die ehemaligen Untertanengebiete der Schweiz an. Warum? Weil die Leute dort fanden, sie seien in der Schweiz freier, als wenn sie in Nationalstaaten der Nachbarschaft aufgehen würden.

Habsburg: Sehen Sie, das stützt doch meine Einschätzung: Die Schweiz ist eine Demokratie, ohne ein richtiger Nationalstaat zu sein. Das muss kein Widerspruch sein.

Weltwoche: Moment, jetzt kommt das Problem der EU: Wenn die Bürger der Mitgliedstaaten heute eine solche Kosten-Nutzen-Rechnung machen wie damals die Schweizer, kommen sie zum Schluss, dass ihnen der Nationalstaat mehr Freiheit, Demokratie und Sicherheit bietet als die Europäische Union. Jeder weitere Integrationsschritt wurde in der Vergangenheit abgelehnt, wenn denn die Bürger darüber abstimmen konnten.

«Nehmen wir die Schweiz: Sie ist kein klassischer Nationalstaat und trotzdem eine Demokratie.»

Habsburg: Da möchte ich gar nicht widersprechen. Die EU ist in einer Formkrise, keine Frage. Es gelingt den überzeugten Europäern nicht, die Vorteile gemeinsamer Institutionen herauszustreichen. Beispiel Ukraine-Krieg: Es fehlt in der Europäischen Union eine koordinierte Aussen- und Sicherheitspolitik. Jeder kocht sein eigenes Süppchen. Das kann nicht im Interesse der Europäer sein. Wir haben in dieser Frage gemeinsame Interessen.

Weltwoche: Sie haben ein Unternehmen in der Ukraine, arbeiten mitten im Krieg. Was ist eigentlich Ihre Beziehung zu diesem Land? Warum sind Sie ausgerechnet in die Ukraine gegangen?

Habsburg: Ich bin seit einem Vierteljahrhundert in der Medienbranche tätig, zunächst in den Niederlanden und in den baltischen Staaten. Später erwarb ich auch in der Ukraine eine Radio-Lizenz, weil ich dort eine Geschäftsmöglichkeit sah.

Weltwoche: Betreiben Sie ein politisches Radio?

Habsburg: Ursprünglich war das ein reiner Musiksender. Inzwischen sind wir auch politisch positioniert, auf der proeuropäischen Seite. Es gab viel russische Propaganda in der Ukraine, obwohl eine Nachfrage nach europäischen Sichtweisen bestand. Diese Nachfrage versuchte ich zu befriedigen. Vielleicht spielte da auch eine persönliche Komponente hinein. 40 Prozent der Bevölkerung sprechen russisch. Aber das macht sie nicht automatisch zu Russen. Das sind russischsprachige Ukrainer, wie ich ein deutschsprachiger Österreicher bin. Die Sprache allein schafft noch keine Identität.

Weltwoche: Gibt es so etwas wie eine ukrainische Identität?

Habsburg: Ja, das würde ich schon sagen. Im Mittelalter kamen die Mongolen, die Goldene Horde, bis nach Kiew. Plötzlich war Kiew ein Khanat, wenn auch nur für kurze Zeit. Warum? Kiew lag im Einflussbereich der Hanse. Das schuf eine starke Kultur des Handels, an der die Mongolen letztlich scheiterten. So ergab sich eine Grenze zwischen der Hanse und der Goldenen Horde, die heutige Ostgrenze von Belarus und der Ukraine.

Weltwoche: Mit welchen Konsequenzen?

Habsburg: Viele Ukrainer fühlen sich heute als Europäer, auch im Osten. Das Land ist weniger gespalten, als oft gesagt wird – seit dem Ausbruch des Krieges erst recht. Ich war vor Jahren mit der früheren Ministerpräsidentin Julija Tymoschenko in der Ukraine unterwegs.

Bilder: Imagno/Getty Images, Luc Castel/Getty Images

Sie stammt aus dem russischsprachigen Osten, ist aber überzeugte Europäerin.

Weltwoche: Wie schätzen Sie den früheren Präsidenten Wiktor Janukowytsch ein?

Habsburg: Sein grösster Fehler war, dass er sein zentrales Wahlkampfversprechen brach. Er sagte, er strebe eine Partnerschaft mit der Europäischen Union an, was er nach der Wahl nicht weiterverfolgte. Ich glaube, sein Vorbild war Alexander Lukaschenko in Belarus. Er wollte mit Hilfe Russlands ein starkes Regime in der Ukraine errichten. Das akzeptierte die Bevölkerung nicht. So kam es zum Maidan-Aufstand. Janukowytsch scheiterte an seiner Hybris. Er hielt sich für unantastbar. Nach dem Sturz besuchte ich sein Landhaus nördlich von Kiew. Weil ihm die Luft dort zu wenig gut war, hatte er sich einen Schacht zu einem zwanzig Kilometer entfernten Wald bauen lassen. So versorgte er sich mit Waldluft. Er hielt sich einen Zoo, mit Giraffen und Zebras, weil er gern exotisches Fleisch ass. Der Mann war megaloman und hochkorrupt.

Weltwoche: Nicht der einzige korrupte Politiker in der Ukraine.

Habsburg: Die Ukraine ist korrupt, das ist leider so – wenn auch nicht so korrupt wie Russland, wo dreissig Prozent des Volksvermögens bei weniger als hundert Personen liegen. Die Ukrainer wissen, dass sie ein Korruptionsproblem haben. Das Thema ist in den Wahlkämpfen allgegenwärtig. Ich kenne Petro Poroschenko, Janukowytschs Nachfolger, relativ gut und halte ihn für einen integren Politiker. Aber leider ist es auch ihm nicht gelungen, die Korruption um ihn herum einzudämmen.

Weltwoche: Was ist mit Wolodymyr Selenskyj? Wie schätzen Sie ihn ein?

Habsburg: Er ist heute der richtige Mann am richtigen Ort. Er hat es geschafft, die Propagandaschlacht zu gewinnen, was in der modernen Kriegsführung entscheidend ist. Er hat den Rückhalt des Volks und steht für die Ukraine. Das hätte ich vor ein paar Monaten noch nicht so gesagt. Er hat mich positiv überrascht.

Weltwoche: Und Wladimir Putin?

Habsburg: Er ist einer der reichsten Menschen der Welt, vielleicht sogar der reichste. Er regiert Russland wie ein Grosskhan, der nur zu wenigen Leuten persönliche Beziehungen unterhält. Er vergibt Lehen in Form von Staatskonzernen und hat so seine Macht gesichert. Wenn nun gesagt wird, er verteidige sich in der Ukraine gegen die Nato, halte ich das für wenig glaubhaft. Weshalb sollte er Angst vor einem Nato-Angriff auf Russland haben? Weshalb sollte die Nato einen Atomstaat angreifen? Das ergibt keinen Sinn. Putins Problem mit der Ukraine ist kein militärisches, sondern ein politisches. Die Ukrainer, ein ähnliches Volk wie die Russen, stürzten ihren korrupten Präsidenten Janukowytsch. Sie schufen damit ein Exempel, vor dessen Signalwirkung sich Putin fürchtet. Er regiert Russland seit zwei Jahrzehnten kompromisslos. Wenn er überleben will, muss er an der Macht bleiben.

Weltwoche: Der Krieg dauert eigentlich schon seit 2014, obwohl wir im Westen bis zur Invasion der Russen im Februar 2022 kaum davon Kenntnis nahmen. Dieser Krieg wird mit aller Härte geführt, auch von den Ukrainern. Putin sagt, er müsse die russischsprachige Bevölkerung vor den faschistischen Kämpfern der Ukraine schützen.

«Wenn es nicht die Ukrainer sind, die Putins Sturz befördern, dann vielleicht die Muslime.»

Ist das völlig abwegig? Immerhin gibt es Rechtsextreme in den ukrainischen Streitkräften.

Habsburg: Die gibt es auch in der russischen Armee, und das nicht zu knapp. Der deutsche Bundesnachrichtendienst hat vor kurzem einen Bericht darüber veröffentlicht. Wir könnten nun aufrechnen, auf welcher Seite mehr Rechtsextreme kämpfen. Aber das halte ich für wenig sinnvoll. Der Krieg im Donbass ist schmutzig, auf beiden Seiten. Allerdings, und das muss man klar festhalten, beging die russische Seite die weitaus brutaleren Verbrechen. Erinnern Sie sich an den Abschuss von MH17, der malaysischen Passagiermaschine? Dabei kamen 298 Zivilisten ums Leben. Das hat die russische Seite zu verantworten. Das ist erwiesen, ohne jeden Zweifel.

Weltwoche: Wie soll es jetzt weitergehen?

Habsburg: Ich sehe aus europäischer Sicht zwei Kriegsziele. Das erste ist die Wiederherstellung der territorialen Integrität der Ukraine.

Weltwoche: Mit der Krim?

Habsburg: Inklusive Donbass und Krim, selbstverständlich. Selenskyj hat gesagt, er werde jedes Friedensabkommen einer Volksabstimmung unterziehen. Die Ukrainer werden niemals einem Friedensabkommen zustimmen, das nicht die territoriale Integrität ihres Landes wiederherstellt. Das halte ich für ausgeschlossen.

Weltwoche: Was muss das zweite Kriegsziel sein?

Habsburg: Ein Regimewechsel in Moskau, und zwar aus einer ganz einfachen Überlegung heraus: Welche Zukunft will ich für meine Kinder? Da bin ich egozentrisch. Ich will keine russische Armee, kein System Putin in meinem Vorhof haben. Ich hätte gerne eine echte Partnerschaft mit einem demokratischen, rechtsstaatlichen Russland. Es wäre mit seinen riesigen Ressourcen ein idealer Partner für Europa. Leider hält sich Putins Russland an keine Normen, an keine Rechts- und Wertvorstellungen, die uns heilig sind und die wir über Generationen aufgebaut haben. So jemand kann für uns kein Gesprächspartner sein.

Weltwoche: Müssten Sie dann konsequenterweise nicht für eine militärische Intervention der Nato plädieren?

Habsburg: Nein, nicht zwangsläufig. Sehen Sie, Russland ist immer noch ein Kolonialreich – anders als etwa China – und hat alle Probleme, die Kolonialreiche haben. Eine Lehre der Geschichte lautet: Früher oder später gehen Kolonialreiche unter. Wenn es nicht die Ukrainer sind, die Putins Sturz befördern, dann vielleicht die Muslime oder sonst eine Minderheit. Charles de Gaulle sagte einst, Frankreich trete erst der Europäischen Gemeinschaft bei, wenn es sein Kolonialsystem aufgelöst habe. Das halte ich für eine seiner grössten Taten. Er bewahrte Europa damit vor kolonialen Unruhen.

Weltwoche: Russland wurde immer autokratisch regiert. Trotzdem glauben Sie an eine demokratische Zukunft des Landes?

Habsburg: Ich bin Unternehmer, also Berufsoptimist. Ein Russland in seiner ursprünglichen Dimension, sicher bis zum Ural, ist ein einheitliches, zukunftsfähiges Land. Wer hätte denn gedacht, dass Deutschland nach zwei Weltkriegen so schnell ein stabiler demokratischer Rechtsstaat wird? Was es in Russland für eine Zukunft in Wohlstand und Frieden braucht, ist ein Umdenken. Wenn die Bevölkerung erst mal erkannt hat, dass es ihr in einer Partnerschaft mit Europa bessergeht als in der Gegnerschaft, kann es schnell gehen.

Weltwoche: Ihr Wort in Gottes Ohr!

Habsburg: Wenn man aus einer Familie wie meiner kommt, lernt man schon früh, in grösseren Zeiträumen zu denken. Man lernt aber auch, dass sich die Geschichte manchmal beschleunigt, verdichtet. Plötzlich wird möglich, was zuvor unmöglich schien. Deutschland und Frankreich waren Erzfeinde über Generationen, bis 1945, dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Nur wenig später legten sie den Baustein für die heutige EU. Heute sind sie ein Herz und eine Seele, oder zumindest fast. Warum soll das in Osteuropa nicht auch möglich sein? Europa ist doch, trotz allem, eine Erfolgsgeschichte.

„Giacomo Casanova! Hast du dich schon wieder mit diesem jungen Gemüse herumgetrieben?!"

Cartoon: Kai Felmy